

# Stille Nacht, Heilige Nacht

Von Emanuel Kressmer

Man schrieb das Jahr 1818.

Ein früher Winter war ins Land gezogen. Tief verhüllt lagen die stillen Walddörfer und freundlichen Landstädtchen in Oberösterreich. Eingeschlossen und fernab vom Verkehr träumten sie im ruhigen Frieden dem kommenden Frühling entgegen.

In dem kleinen Städtchen Oberndorf saß an einem Dezemberabend Xaver Peit, seines Zeichens Flickschuster und seit etwa 20 Jahren wohlbestallter Bürgermeister, in seiner Schusterbude, sinnierte, schusterte und lächelte stillvergnügt in sich hinein. Endlich, endlich — konnte er doch wie alle Christenmenschen diesmal am hochheiligen Weihnachtstag die Leute, den Herren Pfarrer, überhaupt alles drunter in der Kirche von droben, von der Orgelbühne aus, beschauen. Ja, wenn man so an die 20-jährigen Sonntag für Sonntag in dem dunklen Raum hinter der Orgel den Blasbalg in Bewegung setzen möchte — so durfte man sich doch wohl jetzt einmal darüber freuen, daß diese Arbeit wenigstens an dem hohen Feiertag unterbleiben könnte. Denn die Orgel wollte einfach nicht mehr. Sie streikte in allen Tagen. Schon lange ätzte und stöhnte sie vor Alterschwäche, wenn der neue Herr Organist sie zur Arbeit zwang. Alle Pfeifen hatten Rheumatismus in den Gliedern. Nur noch mit Gequältes konnten sie ihre Stimmen erlösen lassen. Nach asthmatische Anfälle stellten sich ein. Die Luft ging ihnen einfach aus, seitdem der alte Blasbalg nicht mehr genügend Stoff hergeben konnte. Mit anderen Worten: die Orgel versagte seit Wochen den Dienst. Und dorob Freude bei unserem Xaver.

Oft hatte er schon den Dienst als Bürgermeister aufzugeben wollen, besonders seitdem der neue Herr Organist ihm soviel Arbeit zumutete. Wie ein Eichhörnchen mußte er jetzt von einem Balken zum anderen springen, damit ja nur genügend Luft im Balg war. Das kostete Schwitz und solche Arbeit war er eben nicht gewöhnt. Ja — wenn man sich dabei noch ein Pfeischen anstecken durfte — o je, Xaver, Welch' sündhafter Gedanke war ihm da auf einmal gekommen! Also weg damit!

Und nun mußte er wiederum die Stieffspitzen des Herrn Organisten erneuern. Seltsam, daß immer diese Spitzen so abgelaufen waren. Gerade so, als ob dieser auf den Zehen täglich Tanzübungen mache. Bei diesem Gedanken schaute er in die vor ihm hängende Glashügel und sah — und sah — er traute seinen Augen nicht: den Herrn Organisten an der Orgel sitzen. Und da kam ihm wegen der Stieffspitzen schon die Erleuchtung. Denn wenn man so mit den vorderen Teilen dieser Besuchungen auf den Pedalen der Orgel herumspielte, dann war ihm die Lösung der rätselhaften Stiefffrage klar. Noch in diesen Gedanken versunken, schreckte ihn ein lauter Ruf in die Wirklichkeit zurück. Sein braves Weib rief ihn zum Abendessen. Vor Schreck ließ er die Stieff fallen, sah seine Ehehölste entgeistert an — und folgte ihrem Wortschwall demütig nach.

Während also Xaver Peit vor Freude lustig drauflos schusterte, saßen im Pfarrhaus der Pfarrer, der Vikar und der Organist stumm zusammen, biesen dicke Rauchwolken von sich und warteten darauf, wer zuerst das Schweigen brechen würde. Aber keiner fand so recht den Anfang dazu. Denn zu lärmend hatte der Inhalt des Briefes auf alle gewirkt, den der Herr Pfarrer vor wenigen Tagen erhalten hatte und der so lautete:

"Ew. Hochwürden tue ich hiermit zur Kenntnis die weil alterwege ein so erschreckliches Unwetter hauset und ich derohalben nich nach dorten kumma kann, das dastige Ugelwerk nich mehr vor dem Hochl. Christfeste zu reparieren ist. In Gnaden wollen gewogen bleiben

Ew. Hochw. untertanigster Diener  
Mathias Diggbauer, Ugelbauer

Ex. Gnaden des Hochw. Pfarrer von Salzburg."

Endlich brach der Pfarrer das dumpfe Schweigen.

"Liebe Freunde, es geht wirklich nicht an, daß wir in der Christmesse das liebe Jesulein so ohne Sang und Musik begrüßen müßten. Was würden wohl meine Pfarrkinder dazu sagen? Nein, ohne etwas Musikalischses wäre die ganze Weihnachtsfreude für uns alle dahin. Halt! da fällt mir etwas ein! Vikarius, wie wär's denn, wenn Sie bei Ihrer Poeter ein schönes Carmen versuchen? Na — nicht gleich so bescheiden tun und mich erst aussreden lassen. Ihr letztes Poem zur goldenen Hochzeit des reichen Almhofbauers Sigismund Mittelhofer war doch einfach großartig, voll hohem Schwung und mit Begeisterung und tiefem Verständnis verfaßt und fand doch auch selbst bei dem Herrn Professor Staudigl zu Hallein, der im ganzen Lande als Dichter gilt, viel Anerkennung. Also befeiste er nochmals den Pegasus und — drauflos geverset! Und auch er Organist kann doch so schöne Liedlein aus dem Siegreif aus der Gitarre singen. Machen Sie die Melodei zu dem Poem des Herrn Vikar, und wir werden dann eine schöne Christmette haben, trog der windischen und lahmen Orgel. Werte Freunde, ich überlasse es euch nun, meinen soeben geäußerten Wunsch als gutgemeinten letzten Befehl auffassen zu wollen, und uns alle durch eure Geistesgaben zu erfreuen. Wohlan denn; feiert das Kindlein im Stalle und bringt ihm durch eure Gaben ein liebliches Geschenk dar."

In diesem Sinnen hatten beide Angeredete den Worten ihres verehrten Pfarrers zugesetzt. Eine gewisse Ehre lag ja darin, aber zugleich kam auch eine ängstliche Verzagtheit, solcher Ehre sich würdig zu zeigen. Nichtsdestoweniger nahm querst der Vikar das Wort, dankte freudig für das in ihn gesetzte hohe Vertrauen und erklärte sich bereit, ein Weihnachtslied zu dichten, wenn auch der Herr Organist bejahend seine Mitwirkung zugesagt würde. Dieser mochte und konnte natürlich nicht widersprechen. Somit war für den Pfarrer die Gewißheit da, daß die Christmette in feierlicher Weise verschönzt würde. Mit freudigem Dank an beide und auch nicht ohne dabei den Organisten wegen seiner Braut, der schönen Försterstochter, ein klein wenig zu necken, entließ er sie mit einem herzlichen "Vergelt's Gott!"

Durch den dicken Schnee stapften beide ihrer Wohnung zu.

Josef Mohr, der Vikar, lud sich noch auf ein Stündlein beim Organisten Franz Gruber ein, um den Klängen Mozartscher Musik zu lauschen, die ihm der Inbegriff alles Schönen war. Erst dann kehrte auch er in sein Heim zurück.

Viele schlaflose Nächte und ein träumerisches Wandeln am Tage zeiherten an der Gesundheit unseres guten Vikars. Auch nicht ein Gedanke wollte sich ihm nähern. Sein sonst so lebendiger Geist und sein sprudelnder Poesequell schienen verflogen zu sein und vor dieser Aufgabe zu versagen. Da — eines Nachts träumte er, als neige das Jesuskind sich über ihn und flüsterte ihm wundersame Worte ins Ohr. Der strahlende Glanz, der von dem Kind ausging, durchstrahlte sein Gehirn, so daß ihm auf einmal mühelos die Gedanken zuströmten. Mit lieblichem Lächeln verschwand das Kindlein. Josef Mohr erwachte und — im seligen Rausche schrieb er in fiebender Hast und fliegend Eile:

"Stille Nacht, heilige Nacht,  
Alle schlafst, einsam wacht . . . ."

Ein glückhaftes Aufatmen durchzog nach der Niederschrift wohlig seinen Körper. Die Freude über das Gelingen erlebte ihn zusehends. Die Spannung, welche seit Tagen auf ihm gelastet, wich einem behaglichen Wohlfühl. In überströmender Freude eilte er am Spätnachmittag zu Franz Gruber, damit auch dieser nunmehr seine Kunst zeigen könnte. Gruber setzte sich sofort ans Klavier, deklamierte einige Male das Gedicht und ließ dann seine Fantasie auf dem Instrumente spielen, um so erst die rechte Stimmung zu erhalten und zu erfassen. Und es wähnte nicht lange, da wichen den soft unruhigen und scheinbar formlosen Improvisationen ruhigere, weihvolle Klänge. Leise mitsummend, hier und da noch ein klein wenig verändernd, kehrte Franz Gruber endlich zum Hauptmotiv zurück. Zum ersten Male erklang in feierlichen Akkorden die Melodie zu:

"Stille Nacht, heilige Nacht".

Xaver andächtig hatte bis dahin der Vikar der Weise gelauft. Er wagte es nicht, seinen Freund in dieser

alte Pfarrer, der seine Rührung nicht begreifen konnte, und dem die Freudentränen in den Augen glänzten, selig verzückt in feierlich-andächtiger Haltung im weichgepolsterten Lehnsstuhl. — Kurzes Schweigen — und noch vor seligem Erleben durchbebte, konnte er nicht genug Worte des Dankes und der höchsten Besiedigung über das soeben Gehörte finden.

"Mit euch sei der Friede, Freude, Gnade und reicher himmlischer Segen möge euch beschieden sein für dieses kostliche Geschenk eurer Muse! Möge das göttliche Kind euch reichlich dafür belohnen, und möge das Liedlein tausend Menschen glückseligen Herzengeschenken bringen. Das sei mein Wunsch für euch und alle Menschen: Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind. Ich danke euch recht herzlich für dieses Geschenk. Gebet heim und danket dem Schöpfer, der euch also begnadet. Gute Nacht, Freunde!"

Gelobt sei Jesus Christus —  
In Ewigkeit. Amen!"

Draußen — tiefschwarze Nacht; im Kirchlein strahlender Lichterglanz. Christmette soll gefeiert werden. Ein Schleien und Tränen von allen Seiten. Immer mehr frohe Menschen füllen die Kirche; kein Platz bleibt leer. Viele müssen stehend dem Kommenden entgegenharren. Alle sind in spannender Erwartung; denn die Kunde von dem neuen Liede hatte sich nicht nur in der Gemeinde, sondern auch in den Nachbarorten herumgesprochen. Da — ein seines Glöcklein eröst — der alte Pfarrer tritt aus der Sakristei an den reichgeschmückten Altar. Man hört nur den Atem der vielen Andächtigen. Und nun — ganz leise, zart und innig, weich und süß, erklingt es wie von ferne:

"Stille Nacht, heilige Nacht . . . ."

Millionen Menschen haben dieses Liedlein aus frohem Herzen gesungen; es hat in seiner rührend einfachen Weise den ganzen Erdball bewegen. Im festlich geschmückten majestätischen Dome, wie im einsamen Dorfkirchlein, im Palast wie in der Hütte, im kalten Norden, wie im heißen Süden, im fernen Westen wie im weiten Osten, überall, wo die frohe Botschaft der Menschwerden des Gottesohnes ein williges Echo in den Menschenherzen gefunden, da erlöst zur Weihnachtszeit aus frohbewegten Herzen Wort und Weise dieser schlichten Männer:

"Stille Nacht, heilige Nacht!"

## Schwerer Weihnachtsweg

Von Peter Bauer

Er bog ab von der schmiergeraden, einbündigen Landstraße, auf der kein Mensch schritt, sondern nur mit Gezucker und Gestank die Autos rasten, und in einen holzverglasten Feldweg ein, der zum Fluß führte. Seinem Herzen entlang schlängelte zwischen lahlen Weiden und dünnen Eichen ein Pfad für zwei Füße, der noch nicht breiter geworden war, seitdem er ihn nicht mehr gegangen.

Hinter einem schmalen, winterlichen Waldstreif, der landauf zog, wuchsen allmächtig Türme und Schäfte der Stadt auf, um deren Willen er keine leichten noch voll zusammengeflochtenen Geischen einer längeren Fahrt geopfert hätte und dann noch jetzt zwei Tage von morgens bis abends auf den Beinen war. Ganz plötzlich hatte er den Entschluß gefaßt. Nach monatelangem vergeblichen Suchen und Betteln um Arbeit war ihm der Gedanke zugesessen wie Noah die Taube, daß er in der Heimat festen Boden finden würde. Wie ließ die Erhebung der Stadt sein Herz aufglühen. Er kannte sie noch, als hätte er sie gestern verlassen. Nichts an ihr schien ihm verändert. All ihre ragenden Bauwerke wußte er noch beim Namen nennen und tot es begüßt vor sich hin. Bis in ihr Inneres konnte er sehen, denn ihre Geheimnisse waren ihm vertraut wie ihres äußere Gestalt. All ihre Stimmen, Klänge und Gerüchte waren in ihm wech. Er hätte die heiligen Kreuze der Lederwerke vor den ebenso häßlichen, aber dumplieren der übrigen Fabriken so kehrer herausgeholt wie die Glöckchen des Doms vor denen der anderen Kirchen Kindheit umwölkt ihn. Er fühlte sich wieder als jüngerer Knabe neben den rauhend wandernden Passanten. Nachdem bot er dem rauhen Wind, der pfeifend graue Schneegewölk zusammenpeitschte, sein Gesicht, bis ihm die Wangen glühten. Ein wildes Glöckengewirbel nährte ihm jetzt erträumt gewesen. Er begann mit offenen Augen zu träumen. Soh ich hier in einem lustigen Schneeball getrimmt wollen, da rodelnd und schitternd die abschüssigen Strömen und lärmigen Promenadenwege hinabfliegen und dort auf blühenden Schlitten die überfrorenen Weisen entlanggehen . . .

Das Gebimmel der Spatenbahn entzückt ihn schließlich einen Phantos. Mit großen Augen stand er am Rande der erbaute Stadt. Freude hörte er den Hall seiner Schritte auf ihrem Plaster. Wie stilles Vädeln grüßte ihn das Aufkommen der ersten Passanten, und die Schauenseite zogte ihm strahlend ihre buntgeschmückten Licherlämmchen.

Großen Blues begann er seinen Mundgang. Die Heimat hatte ihn sein Handwerk gelernt. Er würde ihr auch helfen. Arbeit würde sie ihm beschaffen, sonst wollte er nichts. Das sollte sein Heiliger Abend sein.

Er lächelte, als ihn der erste Vädermeister abwies. Es ist nicht der Richtige, dacht' er. Vädelnd trug er auch den gleichen Akterfolg beim vierten, fünften und zehnten. Aber als der jünzige, sein ehemaliger Meister, den er beim Vorübergehen am Bahnhof deutlich erkannt hatte, ihn von seinem Töchterchen verleugnen ließ, zuckte er schmerlich um seinen Mund, und er taumelte auf die Straße, als habe er einen Schlag bekommen. Seine Knie zitterten. Er hätte sich am Leibstein des Bürgersteigs niedergelegt. Aber ein Polizist, dem sein Hermannscher Vertrag weckte, forderte ihn ignarant auf, weiterzugehen.

Ja, das wollte er. Eltern und Elternhaus hätte er lang nicht mehr. Er ging dieselben Straßen zurück, durch die er gekommen war. Dann folgte er weiter dem Flußpfad und dem Lauf der Wasser. Schnei fiel in dichten Flöden und immer dichteren Wirbeln, die ihm der Wind wie sengende Vorhänge ums Gesicht schlug. Er froh und hungrig.

Aber er wagte es nicht, ins nächste Uferdorf hineinzugehen, um sich eine neue Unterkunft zu suchen, die abfahrtsbereit war. Als sie vom Band abstieß, batte er den heimlichen Wunsch, es möchte niemals mehr Ufer kommen. Was würde es ihm auch bringen? Drüber wohnten die gleichen Menschen, die ihm nicht helfen könnten und wollten. Wie sie um ihn herum plauderten und lärmten. Aber sie sprach nur von sich, seinen Paketen und seinem Christkindchen. Keiner hatte ein Wort oder einen Blick für ihn. Und die Rot und Hoffnungslösigkeit mußten ihm doch auf der Stirne stehen. Er lächelte bitter auf, so daß ihn kein Nachbar entdeckt ansah.

Da knirrschte auch schon die Fähre ans Band. Er war als Erster auf dem Damm, dessen breiter, weißverwehter

## Maria wiegt ihr Kind

Die Hirten heimgezogen sind,  
Nieder Felder weht Winterwind.  
Maria singt und wiegt ihr Kind.  
Eja, eja.

Auf Morgen wandert die leise Stimme  
Und blaßt wie die Nacht in der Mitternacht.  
Maria singt mit lockendem Mund.  
Eja, eja.

Der Stern geht nieder in silbernem Licht.  
Wießt Schatten scharf auf des Kindes Mund.  
Maria singt und sieht ihn nicht.  
Eja, eja.

Sieht nicht, wie rot die Berge liegen,  
Sieht nicht das Kreuz zum Himmel ragen.  
Hört nur ferne, fremde Klagen.  
Eja, und weint . . . . G. Stolte.